

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2017)
Heft: 6: Letzte Reisen : Abschied im Wandel

Artikel: Ein Gespräch mit Pfarrer Benedict Schubert : "Die Privatisierung des Todes halte ich für problematisch"
Autor: Schubert, Benedict / Schuler, Andreas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-842714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

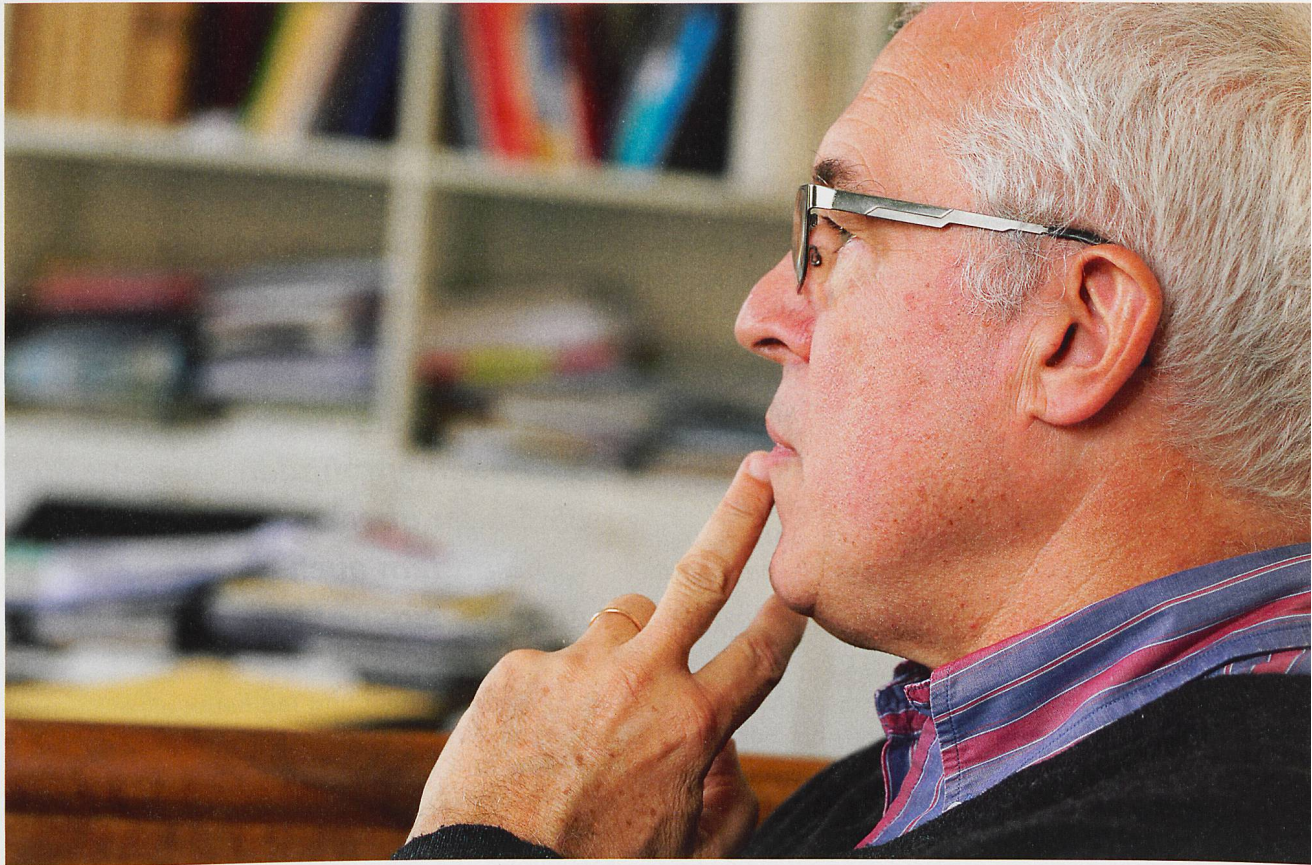
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Die Privatisierung des Todes halte ich für problematisch»



Mit dem Abschiednehmen kennt Benedict Schubert sich aus. Als reformierter Pfarrer der Peterskirche in Basel begleitet er Menschen, die ihren Angehörigen, Freunden oder Bekannten ein letztes Mal «Lebewohl» sagen. Die richtige Adresse also, um sich über den Tod, die Trauer und unseren Umgang damit zu unterhalten.

Akzent Magazin: Benedict Schubert, als Pfarrer sind Sie oft dabei, wenn Menschen von Verstorbenen Abschied nehmen. Ist es nicht bedrückend, immer wieder mit dem Tod und der Trauer anderer Menschen konfrontiert zu werden?

Benedict Schubert: Bei der grossen Mehrheit der Todesfälle, mit denen ich zu tun habe, handelt es sich um Alterstod. Diese Menschen sterben im hohen Alter. Daran ist nichts Tragisches. Es ist das normale Ende eines langen Lebens. Natürlich ist ein Tod immer traurig. Das heisst aber nicht, dass es auch tragisch wäre. Ein Onkel von mir hat dies beim Tod meines Vaters gut auf den Punkt gebracht, als er zu mir sagte: «Es ist nicht schlimm, es ist nur traurig.» Und diese Traurigkeit gehört zu meinem Beruf dazu. Damit

muss man umgehen und sich auf eine bestimmte Art und Weise auch schützen. Ich muss die Leute zwar in ihrer Trauer begleiten, nicht jedoch ihre Trauer übernehmen.

War es zu Beginn Ihrer Laufbahn als Pfarrer nicht schwierig, diesen Abstand zu bewahren und sich von der Trauer ein Stück weit zu distanzieren?

Ich hatte meine erste Abdankung mit 24, ich war also noch sehr jung. Viele Dinge habe ich mir damals noch gar nicht überlegt. Das hat bestimmt geholfen. Ein weiterer Vorteil war, dass ich in einem Pfarrhaus aufgewachsen bin. Ich sah meinen Vater oft an Abdankungen gehen und wieder zurückkommen. Ich wusste also, dass daran an sich nichts Schlimmes ist. Trotzdem hatte ich einen grossen Respekt davor und war auch bestimmt etwas unsicher.

Hinzu kam, dass ich zum Zeitpunkt meiner ersten Abdankungen noch nie einen toten Menschen gesehen hatte. Bei den wenigen Todesfällen, die ich bis dahin in meiner Familie erlebt hatte, durfte man immer nur

den Sarg, nicht jedoch den Leichnam sehen. Dieser Punkt ist deshalb interessant, weil er etwas über unsere Gesellschaft aussagt. Er zeigt, dass der Tod schon in jener Zeit, also vor etwa 30 Jahren, ein Tabu darstellte. Als ich danach nach Angola ging, war dies anders. Dort habe ich viele Tote gesehen und auch diese Realität kennengelernt.

In der Zwischenzeit haben Sie nun schon einige Abdankungen gehalten. Für wen machen Sie diese eigentlich? Wem wollen Sie damit in erster Linie einen Dienst erweisen?

Ich mache es in erster Linie für die Angehörigen. Sie sollen Abschied nehmen können. Zu einem gewissen Teil mache ich es jedoch auch immer für die Verstorbenen. Dabei geht es mir darum, ihnen «die letzte Ehre zu erweisen», wie man so schön sagt. Ihr Leben soll noch einmal gewürdigt werden. Ohne etwas zu beschönigen oder mit jemandem abzurechnen. Es steht mir nicht zu, ein Urteil zu fällen.

Bei einer Abdankung geht es darum zu trauern, Abschied zu nehmen. Aber gibt es an einer Abdankung auch Platz für positive Gefühle? Kann eine Beerdigung gar ein schönes Erlebnis sein?

Ich glaube, es gibt Abdankungen, an denen die Menschen einfach nur dankbar sind. Dann spielt die Trauer eine ganz kleine Rolle. Dies ist dann der Fall, wenn ein Leben so schön abgerundet ist, dass man sich sagt: Es ist gut so. In solchen Fällen darf es dann auch nicht darum gehen, künstlich Trauer zu produzieren. Wenn etwa jemand nach einer langen Krankheit stirbt, sind die Angehörigen in erster Linie erleichtert. Dann muss man auch nicht so tun, als ob man sich das nicht gewünscht hätte.

Allerdings ist auch in solchen Fällen die Trauer nicht abwesend. Ein Moment der Trauer ist bei jeder Abdankung dabei. Ich denke, dies hängt auch damit zusammen, dass man dabei immer auch mit der eigenen Vergänglichkeit konfrontiert wird. Und damit können wir schlecht umgehen. Die Trauer, welche die Leute bei Abdankungen empfinden, ist also gar nicht unbedingt nur die Trauer über den Verstorbenen, sondern wohl immer auch die Trauer über die eigene Vergänglichkeit.

Denken Sie, dass dies auch mit dem Zeitgeist zusammenhängt? Haben wir heute mehr Probleme mit dem Tod und der eigenen Vergänglichkeit als die Generation unserer Grosseltern?

Was bestimmt weggefallen und auch nicht wiederzubringen ist, ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Generationen vor uns davon ausgegangen sind, nach dem Tod in den Himmel zu kommen. Das ist verschwunden. Das merke ich auch als Prediger. Ich kann

den Leuten nicht mehr einfach versichern, dass es fraglos ein Weiterleben geben wird. Ich kann sagen, dass ich darauf vertraue, dass es so ist. Dass wir nicht im Nichts landen. Dass es nicht einfach vorbei ist. Dieses Vertrauen einfach so voraussetzen kann ich jedoch nicht. Hier hat sich in der letzten Zeit einiges verändert.

Andererseits merke ich, dass gerade in der Zeit des Trauerns viele Menschen auf das Motiv eines Weiterlebens nach dem Tod zurückgreifen. Auch solche, die nicht mehr viel mit der Kirche zu tun haben. Das heisst, dass doch noch ein Vertrauen da zu sein scheint, dass nach dem Tod etwas kommt. Allerdings getrauen wir anders als früher nicht mehr, uns dies konkret vorzustellen und in einer grossen Selbstverständlichkeit darauf zu vertrauen. Ich denke, das macht den Tod und das Sterben schwieriger.

«Die Trauer, die wir bei Abdankungen empfinden, ist nicht nur die Trauer über den Verstorbenen, sondern auch die Trauer über die eigene Vergänglichkeit.»

Zudem sind Krankheit und Tod heute oft mit Scham verbunden. Während man sich früher gegen das Kranksein und den Tod gegebenenfalls aufgelehnt hat, scheint man sich heute geradezu dafür zu schämen. So wird kaum mehr über den Tod gesprochen. Man nimmt ihn auch nicht mehr wahr. Es scheint beinahe so, als wären der Tod und das Sterben vollständig aus der Öffentlichkeit verschwunden. Früher konnte man auf der Strasse Leichenzügen begegnen. Man hielt dann kurz inne und zog den Hut. Man hat den Tod und das Abschiednehmen in der Öffentlichkeit mitbekommen.

Heute ist dies anders. Viele wollen den ganzen Prozess möglichst kurz, schmerzlos und kostengünstig hinter sich bringen. Das Ganze soll in die Agenda passen und das normale Leben möglichst nicht unterbrechen. Ich denke, dass diese Entwicklungen das Sterben und das Trauern um einiges schwieriger machen.

Dieses Verschwinden des Todes aus der Öffentlichkeit spiegelt sich ja unter anderem auch in neuen Formen des Abschiednehmens. Dem Friedhof als letzte Ruhestätte werden immer öfter private und individuelle Orte der Bestattung vorgezogen. Ein Grab im Garten oder eine Urne im Bücherregal sind dabei längst nichts Besonderes mehr. Wie erleben Sie als Pfarrer diese Entwicklung und wie beurteilen Sie diese?

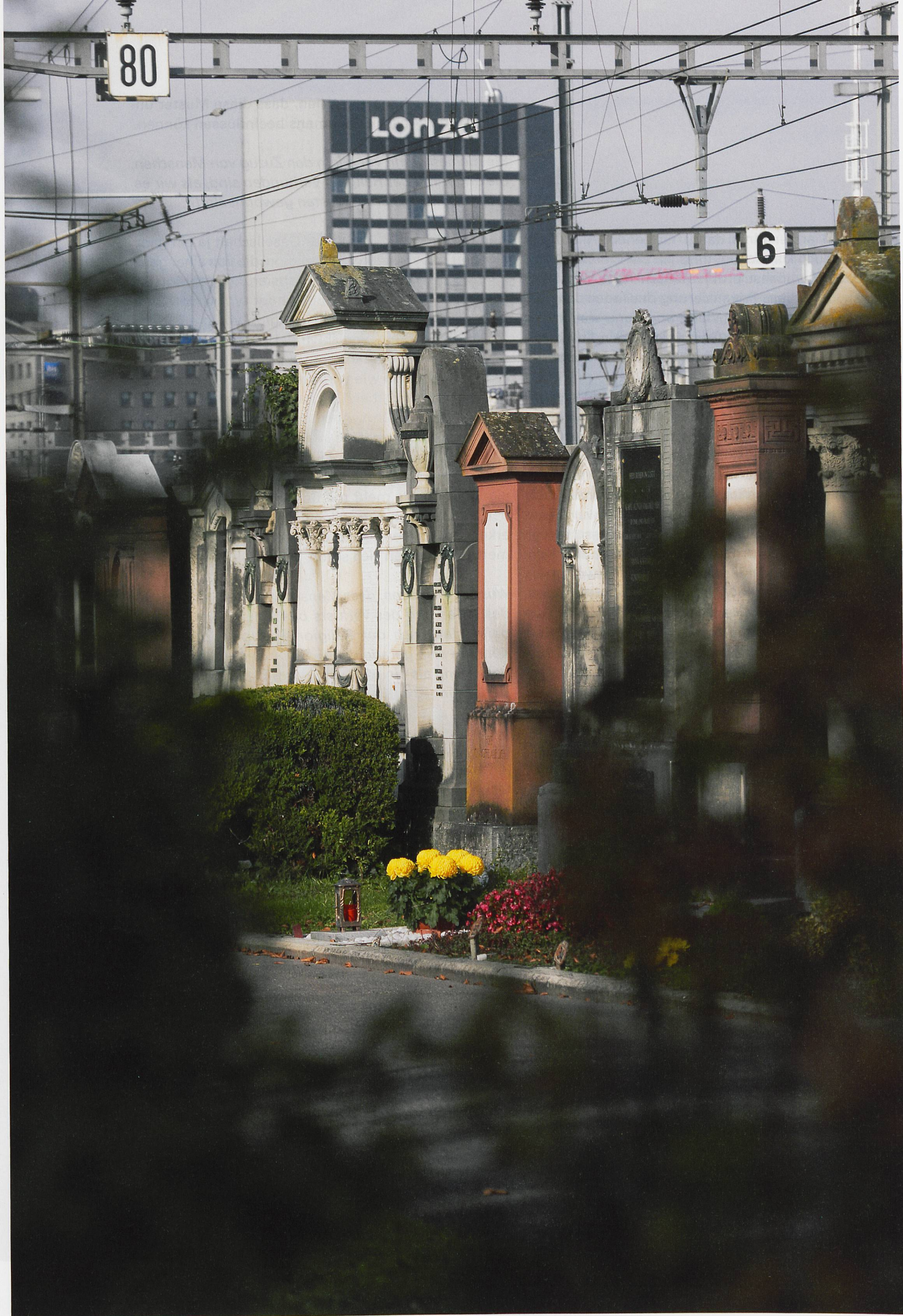
Zunächst einmal sind diese Entwicklungen eine Tatsache. Es bringt nicht viel, einfach dagegen zu sein. Wir

Wolfgottesacker
in Basel:
Gleich neben den
Gleisen, mitten
im Leben. ►

80

Lonza

6



kann mir durchaus vorstellen, dass diese Muster unsere Art des Abschiednehmens beeinflussen können.

Sie meinen damit vor allem den Zuzug von Menschen, die enger mit der Religion verbunden sind, als wir es uns im säkularisierten Westen gewohnt sind?

müssen in erster Linie damit umgehen. Allerdings muss ich auch klar sagen, dass ich die Privatisierung des Todes für höchst problematisch halte. Ich finde nämlich, dass diese Privatisierung des Todes dem Einzelnen zu viel aufbürdet. Vieles von dem, was früher die Öffentlichkeit und die Gemeinschaft ein Stück weit mitgetragen haben, muss man nun alleine tragen.

Zudem nervt es mich jeweils regelrecht, wenn es einen Todesfall gibt und die Familie entweder gar keine Todesanzeige macht oder einem wissen lässt, dass Bestattung und Abdankung ausschliesslich im kleinsten Familienkreis stattfinden. Das kann gewiss in seltenen Fällen verständlich sein, weil eine Familie sich schützen muss. Doch meist frage ich mich, wer dieser Familie das Recht gibt, zu ignorieren, dass die verstorbene Person zum Beispiel auch Freundin, Kundin, Nachbarin und Klassenkameradin gewesen ist. Schliesslich lebt jeder Mensch in sozialen Bezügen. Daher halte ich es für falsch, wenn die Familie die Auffassung vertritt, dass im Fall des Todes der Abschied allein für sie reserviert sei. Ich kann dann nichts machen. Aber im Grunde halte ich es für anmassend.

«Wer gibt der Familie das Recht zu ignorieren, dass die verstorbene Person auch Freundin, Kundin, Nachbarin und Klassenkameradin gewesen ist?»

Das ist das eine. Das andere sind die neuen Formen der Bestattung. Hier muss ich sagen, dass ich den Friedhof für eine sehr sinnvolle Erfindung halte. Man hat einen öffentlichen Ort des Trauerns und des Erinnerns, der allen zugänglich ist; zugleich signalisiert die Mauer: Hier haben die Verstorbenen ihren Platz, doch ihr Einfluss bleibt begrenzt. Deswegen versuche ich, diese Art der Bestattung angesichts neuerer Formen zu verteidigen. Doch daran, dass die Art der Bestattung sich verändert, kann ich wohl nichts ändern.

Spannend finde ich in diesem Zusammenhang die Frage, ob der Zuzug von Menschen aus anderen Kulturkreisen einen Einfluss auf unsere Bestattungsformen und -rituale haben wird. Schliesslich werden auf diese Weise ganz alte Muster und Traditionen des Abschiednehmens sichtbar. Man sieht Menschen, die im Falle des Todes ihr normales Leben unterbrechen und den Abschied öffentlich und sichtbar zelebrieren. Ich

Genau. Wir haben in unserer Gesellschaft ja ein ganz eigenartiges Verhältnis zur Religion, die von einer ganz spezifischen Form der Säkularisierung geprägt ist, wie sie für westeuropäische Länder typisch ist. Eine Säkularisierung, bei der die Religion völlig aus dem öffentlichen Raum verschwindet. Durch den Zuzug von Menschen, die hinsichtlich der Religion nicht so «verklemmt» sind wie wir, wird diese nun jedoch vermehrt wieder sichtbar. Das hat bei vielen zu einer Abwehrhaltung geführt. Auch die Kirche stellt dies vor Herausforderungen. Den interreligiösen Dialog pflegt sie ja seit einigen Jahren. Sehr wichtig scheint mir indessen, mit Menschen ins Gespräch zu kommen, die eigentlich nichts mehr mit der Kirche oder dem Glauben zu tun haben. Sie sollen den Wert von Religiosität erkennen können, ohne dabei unter Druck zu kommen, sie müssten sich sofort bekehren.

Würden Sie sagen, dass Menschen gerade angesichts des Todes und des Verlusts besonders empfänglich dafür sind, sich der Religion wieder anzunähern? Könnten also gerade dabei Abdankungen und Trauerbegleitung als eine Art Marketing-Instrumente für die Kirche fungieren?

Zunächst: Wir dürfen den Tod keinesfalls instrumentalisieren, wofür auch immer. Wir dürfen nicht daran denken, den Tod zu nutzen. Das wäre ethisch höchst bedenklich. Aber natürlich bedeuten Abdankungen eine Chance für die Kirche. Das beginnt bezeichnenderweise beim Preis. Die Kirche ist, wenn es um Abdankungen geht, schlicht und einfach oft billiger als etwa private Ritualgestalter. Dass Leute auch aus diesem Grund zu uns kommen und nicht unbedingt aus religiösen Überzeugungen, halte ich nicht für unmoralisch.

Benedict Schubert

ist seit 2010 Pfarrer an der Peterskirche Basel und Lehrbeauftragter der Universität Basel für Ausser-europäisches Christentum. Seine Interessen gelten der Missionstheologie und den Themen Mission und Musik oder afrikanisches Christentum. Der Theologe war nach seinem Studium und der Ordination an der Universität Basel mehrere Jahre in Angola und Mosambik tätig. Später übernahm er während fast neun Jahren die Studienleitung in der Abteilung «Bildung – Austausch – Forschung» bei Mission 21, dem evangelischen Missionswerk in Basel.



lisch. Vielmehr ergibt sich daraus die Möglichkeit, auch solchen Menschen den Schatz an Bildern und Gedanken aufzuzeigen, über die wir aufgrund unseres Glaubens verfügen. Ich verwende immer solche Bilder in meinen Abdankungen – egal bei wem. Eine Abdankung völlig ohne Referenzen auf den Glauben könnte ich nicht machen. Das wäre mir zu wenig.

Was würde Ihnen denn fehlen?

Ich muss den Tod ja irgendwie in einen Zusammenhang einordnen, wenn ich damit umgehen will. In meinem Fall sind es der Glaube und die Gottesgeschichte, die mir das ermöglichen. Darin bewege ich mich. Ich könnte es mir ohne diesen Zusammenhang nicht vorstellen, mit dem Tod umzugehen. Einfach davon auszugehen, dass es nach dem Tod fertig ist, wäre mir zu wenig. Das reicht mir nicht. Irgendetwas in mir revoltiert dagegen. Zudem habe ich zu viele Kinder beerdigt, um einfach zu sagen: «Dieses Kind hatte jetzt halt einfach seine 3 Monate und fertig.» Es gibt Menschen, die auch angesichts des Todes davon ausgehen, dass dann einfach Schluss ist. Allerdings sind dies oft alte Menschen nach einem erfüllten Leben. Dann kann man so etwas leichter sagen. Mir würde dies jedoch nicht reichen.

Zum Schluss noch eine persönliche Frage. Wie würden Sie sich Ihre eigene Abdankung wünschen?

Ich bin jetzt in einem Alter, in dem ich mich tatsächlich damit zu beschäftigen beginne. Auf jeden Fall soll die Abdankung öffentlich sein. Zunächst eine Beisetzung im engeren Kreis und danach einen Gottesdienst in der Kirche, bei dem nichts denunziert und nichts schöngeredet wird. Jeder und jede soll auf seine oder ihre Art trauern dürfen. Oder aber erleichtert sein. Was den Ort des Begräbnisses betrifft, finde ich die Möglichkeit des Wiesengraves auf dem Hörnli schön. Da wird die Urne in einer Wiese begraben. Anschliessend kommt ein schlichter Stein an die Stelle. Das würde mir, glaube ich, am ehesten zusa-

Andreas Schuler